

Das Leben schreibt Geschichten

Gefährliche Konkurrenz

Brüssel.
Der Direktor sah beim Frühstück, Er schmunzelte über das schöne Wetter und über den guten Gang der Geschäfte. „Na, so was —“ murmelte er plötzlich erlautend und hob den Kopf. Auf dem Fensterrahmen hatte sich eine Taube niedergelassen. Der Blick ihrer runden Augen wanderte neugierig durchs Zimmer. „Sie wird sich verirrt haben“, dachte der Direktor, „trotzdem, daß sie so vertraulich ist.“ Das Tier schien wirklich keine Scheu zu kennen. Es verzehrte mit flüchtigem Behagen die Brotkrumen, die ihm der Hausherr zuwarf, und dann spazierte es durch das geöffnete Fenster ins Zimmer hinein. Nüchtern ließ es sich greifen und sein buntes Federkleid streifen. Auf einmal fragte der Direktor, Das war doch — tatsächlich, es war eine Brieftaube. Das Mädchen, das die Botschaft enthielt, war zu Boden gefallen. Der Direktor nahm den Anreißer und las, schüttelte den Kopf. Das noch einmal, dann stand er haltig auf. „Drei-Kilogramm-Mark verlangt der Herr von mir? Bis morgen abend? Entschuldigung —? Warte mein Junge, Die magst du aber einen Strich durch die Rechnung!“ Man ist nicht umsonst ein leidenschaftlicher Sportflieger — der Plan des Direktors stand fest. Schon eine Viertelstunde danach war die Taube wieder hartnäckig auf dem Flugplatz. Der Mechaniker wunderte sich nicht wenig, als er den Direktor, eine Taube im Arm, in der Kabine Platz nehmen sah. Einige hundert Meter über der Stadt ließ der Direktor die Taube fliegen. Sofort nahm der Vogel seinen Kurs auf, und die Verfolgung begann. Weit draußen, über der Vorstadt, stoppte die Taube plötzlich ihren Flug, glitt langsam nieder, um schließlich in dem Taubenstich einer kleinen Barade zu verschwinden. Doch in den Wolken rief sich der Direktor vergnügt die Hände und brauste mit seinem häßlichen Vogel davon. Am Abend erschien in der Wohnung des Altwarenhandlers André Marteau die Post, und er verlangte, seine Taubenpost zu beschließen. Das Ergebnis der Untersuchung übertraf noch die Erwartungen — Marteau entsappte sich als ein längst gekannter Betrüger. Den Trick mit der Taube hatte er schon mehrfach erfolgreich erprobt, bis ihm nun endlich die belagerte „Konkurrenz“ zum Verhängnis werden sollte.

Die Botschaft

Barinas.
„Nieder! — härmst die Bude! Schlägt sie tot! — Nieder!“ Ein wider Taumel hatte die Masse ergriffen, und in bestunmungsloser Wut wühlte sich der Strom der Aufwiegler den Türen des Verwaltungsgebäudes entgegen. Wie ein aufgeschreckter Insektenhaufen hielten die Beamten durcheinander. „Um Gotteswillen, Signor, hören Sie die Bande? Schärmen wollen sie, tatsächlich wollen sie uns — bei allen Heiligen, Signor, wir sind verloren, wir müssen fliehen.“ Der kleine, jappelige Schreiber zog den Inspektors mit sich fort, dem Rotausgang zu. Sie waren die letzten Insassen des Hauses, die vor den Revolutionären das Hofspanier ergriffen — bis auf einen, der zurückgeblieben war. Carlos, der Junker, stand am Fenster des Telegraphenbüros. „Freige Memmen!“ sagte er verächtlich, und er meinte damit gleichermäßen seine

lapieren Kollegen, wie das Gesindel dort unten. Dann setzte er sich wieder an seine Arbeit, als ob nichts geschehen sei. Stimmen näherten sich. Die Tür wurde aufgerissen. — „Ja, Brüderchen, haben wir dich endlich!“ Ein blühender Pflanzenspross hatte sich auf Carlos gerichtet. „Nicht doch! Bist du verrückt?“ Der Führer der Bande schlug seinem Genossen die Waffe auf der Hand. „Rannst du funken?“ warbte er sich an Carlos. „Aberdings!“ — „Dann wirst du sofort diese Botschaft an sämtliche Hauptstationen des Landes durchgeben! Wage es nicht, dich zu rühren, sonst...“ Wieder blühte die Pistole. Carlos sah prägend von einem zum anderen. Diese Burken hatten bestimmt noch nie einen Telegraphenapparat in der Nähe gesehen. „Reinhalten!“ sagte er dann gelassen. „Littieren Sie mit!“ Der Anführer verlor die Entschiedenheit der Revolutionäre. Ihre Verkündung bedeutete unzweifelhaft den Uebergang der Unruhen auf das ganze Land. Carlos funkte. „Sie können ruhig ruhiger sprechen.“ sagte er freundlich, „ich komme gut mit“, und die Aufwiegler erwiderten sich über der Fülle der Anordnungen, die sie ins Land hinausgehen ließen. Reiner merkte, daß währenddessen das ganze Gelände von Truppen der nahen Garnison besetzt wurde. Als die schwer bewaffneten Mannschaften, die auf Kraftwagen herbeigeführt worden waren, ins Gebäude einbrachen, war ein Widerstand nicht mehr zu denken; die Aufwiegler mußten sich ergeben. — Im Telegraphenbüro hand der General und schüttelte dem Junker anerkennend die Hand — „Ihren ruhigen, sorgemäßen Bericht, der uns zu rechter Zeit alarmiert hat, ist es allein zu danken, daß der Aufstand ohne Blutvergießen im Reim erstickt werden konnte. Es soll meine Sorge sein, Signor, daß Ihre Tapferkeit gewürdigt wird.“

Zwischen Bär und Floh

Chicago.
Vor dem Richter stand ein Bärenführer und gab an, daß ihm seine Frau davongelaufen sei.

„Sie hatte nämlich“, so erklärte er, „keine Lust mehr, im Winter mit unserem Bären in einem Raum zu schlafen.“

„Ja aber“, wandte der Richter ein, während es ihm gelinde graute, „war das denn unbedingt nötig? Ich meine, konnte der Bär denn nicht wo anders schlafen?“

„Aber, Herr Richter“, entrüstete sich der Bärenführer, „s' Tier will es doch auch warm haben. Soll ich den Bären in den kalten Rächten vor die Tür setzen? Wo er uns doch beide ernährt. Und wir wohnen doch nun einmal so beschränkt. Er ist auch so ein braver, gemüthlicher Bär.“ Und er erbot sich, ihn vorzuführen. Der Richter verzichtete dankend.

„Aber was ist ihr noch mehr veräblich“, fuhr der Bärenführer fort, „das ist, daß sie jetzt zu dem Besitzer eines Flohmarktes gegangen ist und den geheiratet hat.“

Das war allerdings schlimm, denn so etwas nennt sich Bigamie und wird bestraft. Wo sie denn jetzt wäre? Das konnte der Bärenführer nicht sagen. Er war aber ganz damit einverstanden, als der Richter meinte, man müßte sie schleunigst suchen und zurückholen. „Lassen Sie mir“, tröstete der Richter, „vielleicht läßt ihr neuer Gatte die Föhre im gemeinsamen Zimmer schlafen. Ob das Ihrer Frau angenehmer ist, als mit dem Bären zusammenzuwohnen, ist zweifelhaft. Es besteht also die Aussicht, daß sie auch dem Besitzer des Flohmarktes davonläuft, und dann wird sie ja wohl zu Ihnen zurückkehren. Sie müßten dann allerdings die Polizei davon benachrichtigen, damit wir einen Haftbefehl erlassen können. Vielleicht zieht sie unter den gegebenen Umständen dann überhaupt einen Aufenthalt im Untersuchungsgefängnis vor.“

Schwierige Wahl: Hier der Bär, dort die Föhre und da das Untersuchungsgefängnis. Man wird abwarten müssen, wie sich die Frau entscheidet.

Da rennt sie!

Hamburg.
Portierfrauen erfreuen sich keineswegs allgemeiner Gunst. Mit jedem, der Einlaß in ein fremdes

Haus begehrt, stellen sie ein strenges Verbot an, zu wem man denn wolle, und ob man etwa ein Bote sei. Ja? Dann müsse man gefälligst über die Hintertreppe hinaufgehen. Nein? Dann guden sie einem noch immer mißtraulich nach und horchen, ob man wirklich im ersten Stock klingelt, wie man angegeben hatte. Aber, lieber Leser, wir wollen milde denken und gerecht urteilen. Haben sie es leicht, die gestrenge Hüterinnen, die für die Sicherheit der Mieter verantwortlich sind und im Hause für Ruhe und Ordnung sorgen? Müßten sie sich nicht jedesmal ärgern, wenn die Kinder von Herrn Professor Krause mit Donnergepolter die Treppe herunterstürmen? Wenn die Müßelente beim Umzug die schöne Base auf dem Treppenaufgang in Scherben schlägt? Wenn Meiers immer so knauserig mit dem Trinkgeld sind? Und wer kann es einem solchen „Hausbraten“ verübeln, daß er wie der Blick aus der Tür geschossen kommt, wenn unruhige Buben an der Klingel ziehen, eine lange Nase machen und dann davonlaufen? Fritz und Karlchen Müller stellen es allerdings schäner an. Ihre Mutter ging mit ihnen spazieren, und sie benahmen sich auch erst ganz manierlich. Dann aber ließ sie der Mutter, an irgendeiner Haustür lehnen sie die Klingel in Bewegung und blieben erwartungsvoll stehen. Die Mutter war zu Tode erschrocken. „Jungens, Jungens“, flammelte sie, „kommt doch bloß schnell da weg!“ Da die beiden aber gar nicht daran dachten, blies der arme Frau nichts weiter übrig, als, überwältigt von Scham, sich von ihren Kindern loszusagen und ihrerseits davonzulaufen. Das sollte ihr aber schlecht bekommen. Denn als nun tatsächlich die Portierfrau herauskam und sich ergrimmte der Uebelthäter bemächtigen wollte, fanden da zwei artige Knaben, guckten in den Mond und hörten sich ganz erstaunt den Redeschwall der aufgebrachtsten Frau an. Dann unterbrachen sie sie, indem sie auf ihre entfliehende Mutter zeigten: „Aber da rennt sie ja, die hat geflingelt!“

Eine nationalpolitische Erziehungsanstalt in Sachfen

Dresden, 15. 3. Das Ministerium für Volksbildung wird zu Ostern die Landesbehörde in Rostock bei Dresden zu einer nationalpolitischen Erziehungsanstalt ausbauen. In ihr sollen deutsche Jungen im Geiste der Hitlerjugend zu tüchtigen deutschen Männern erzogen werden. Die Schule soll eine Mutterschule sein; sie soll daher Wege weisen, wie der nationalsozialistische Staat seine Erziehungsaufgabe auffaßt und durchführt; sie soll dafür Vorbild sein. Die Schule wird keine Versuchsschule sein. Der Unterricht wird zunächst nach den bisherigen Stundentafeln und Lehrplänen erteilt werden. Die Schule wird auch weiterhin neben dem Realgymnasialzuge einen Oberrealschulzug (Aufbaugang) führen. Vereinfachung und Vereinfachung wird im Rahmen der kommenden Reichsschulreform vorgenommen werden. Die Schule wird ihre Schüler in besonderer Weise zu Persönlichkeiten erziehen, die im Dienste



Die erste sächsische Thingstätte. Die Feier des ersten Spatenstiches. Im Hintergrund die lahnreifehmächtige Tribüne mit den Führern der Bewegung und der Behörden. Bei Ramens in Sachfen wurde durch den Reichshaushalter Ruischmann der Spatenstich zu der ersten sächsischen Thingstätte getan. Der ausgewählte Platz ist auf einer gewaltigen Höhe herrlich gelegen.

Das Märchen von der Liebe

Ein Roman von Werner Spielmann
(Nachdruck verboten)

„Marie — warum verzeihen Sie Ihr eigenes Herz, Ich weiß, daß Sie ihn nicht lieben — nicht lieben können. Ich habe Sie doch aufwachsen sehen, von Kind an kenne ich Sie — so wie Sie Hofe kennt. Heiraten Sie Niemar nicht? Er ist nicht gut! Ich weiß es — er ist nicht gut! Er hat im vergangenen Herbst eine Frau — eine Mutter, die ohne Erlaubnis aus unserer Feldern Hartloffens stropfte — mit der Keitpeitsche geschlagen, so geschlagen, daß sie acht Wochen krank lag. Er ist nicht gut! Er ist wie sein Vater!“

„Ich weiß es — aber ich bin zu schwach — um ihnen zu widerstreben, Vater Hubert. Niemar — und seinem Vater! Ich fürchte mich vor ihnen! Ich habe niemand, der mir helfen kann. Sie — und die Hofe — ihr beiden Mithen — ihr haltet zu mir, aber ihr könnt mir nicht helfen! Warum bin ich so schwach, so ohne Kraft, warum ist mein Wille kein Wille! Ich bin wie in einem Treibhaus aufgewachsen! Umtauschlich bin ich für das Leben, Vater Hubert!“

„Rein, nein, Marie!“

„Doch, Vater Hubert!“ Marie sitzt wie zusammengekauert in dem breiten Sessel. „Ich schäme mich so unjagbar, daß ich so schwach bin. Wenn ich vor meinem Vormund stehe — ich kann kaum ein Wort sprechen. Wenn er mich ansieht, dann stitert mein Herz. Ich fühle, daß er nicht gut ist, ich weiß, daß er und seine Angehörigen von meinem Besitz leben, von meinem Vermögen leben — und kann doch nichts dagegen tun.“

„Sie müssen kämpfen, Marie — Sie müssen es! Sie sind ja so jung!“

„Ja, jung noch, Vater Hubert! Ich, wenn doch er — Walter da wäre! Ich glaube — er — er könnte mich zum Kämpfer erziehen!“

Vater Hubert kommt zurück zu seiner Frau und setzt sich stumm an den alten Schreibtisch. Marie hört ihn nicht in seinen Gedanken. Bis er aufsteht und sagt: „Marie — ich fahre heute nach Berlin!“

„Um Gottes willen!“

„Nach der keine Sorgen! In einer Stunde ist der Schnellzug dort. Es ist ja nicht weit von unserer meißnerischen Grenze bis nach Berlin. Aber erst muß ich in die Kreisstadt — zur Spar-Kasse! Gib mir einmal das Buch!“

„Was willst du tun, Mann?“

„An unseren Jungen will ich telegraphieren! Das kann man heute! Heber das Meer — ganz weit — kann man telegraphieren! Ja, Mutter, da stauntst du! Morgen hat unser Junge das Telegramm! Aber — es kostet viel, viel Geld! Und ich denke, ein Hunderter wird nicht langen.“

„Warum willst du ihm denn telegraphieren?“

„Er soll kommen — soll gleich kommen — damit es nicht zu spät ist. Es geht um die Marie! Mutter, die wollen sie jetzt verzeihen, damit die Föhre so weiterwachsen können. Da muß unser Junge her! Er muß einfach her! Wir Alten zwingen das nicht mehr!“

Vater kann fuhr nach Berlin und gab dort auf dem Telegraphenamt das Telegramm auf. Er war glücklich, als ihm der Beamte sagte: „Wir haben direkte Verbindung mit Melbourne. Von dort geht's dann weiter nach den Tongameln. Morgen oder übermorgen hat Ihr Sohn das Telegramm.“

2.

Zwei Tage nach der Verlobung am Erntefesttag suchte Frau Roberta Marie auf und überhäufte das Mädchen mit aller Liebesswürdigkeit, die ihr reichlich zu Gebote stand, wenn es galt, etwas zu erreichen.

Marie sah für stumm gegenüber und sagte hin und wieder nur ein paar Worte, den Hauptteil der Unterhaltung bestritt Frau Roberta. Frau Roberta war eine große, stoffliche Frau,

das Gesicht hatte ganz und gar keine aristokratische Prägung, wenn sie es auch verstand, Haltung zu zeigen. Im einfachen Rock hätte Frau Roberta wie eine Blauerin gewirkt.

Sie war Löffelischer Schlag, ähnelte ganz dem verstorbenen Vater Marles, hatte sein breites Gesicht, nur fehlte ihr eines, was heimlich von Loffen ausgehört hatte: wachhafte Herzengastle.

Sie war maßlos eitel, und es trieb sie, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Das bekundete sie immer wieder durch teure Gesellschaften, die natürlich — von Marles Geld bezahlt wurden.

„Liedes Kind!“ spricht Frau Roberta und müht sich, ihrem Ton viel Wärme und Herzlichkeit zu geben. „Ich finde, du hast dich zu sehr abgehöhnt. Du mußt mehr aus dir herausgehen, deinem Leben mehr Abwechslung geben. Du bist doch nun eine junge Dame!“

„Weinst du, Tante?“

„Ja, mein Kind! Deine Kinderfrau, die Hofe, ist ja sicher ein lieber, guter Mensch, aber sie ist zu alt für dich, du brauchst eine Jüngere um dich!“

Marie juckt zusammen, und eine leise Angst steigt in ihr auf.

„Aber Tante — sie ist doch wie eine Mutter zu mir!“

„Ja doch, ja doch, aber du mußt dich doch nun allmählich darauf vorbereiten, deine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Niemar wird mit dir in Berlin leben. Ihr werdet ein großes Haus stiften und Gesellschaften geben. Oh, er will etwas aus seiner stillen, kleinen Marie machen. Er liebt dich ja so sehr, Marie!“

„Er liebt mich, Tante?“ wiederholt Marie, und ihre Gedanken sind ganz wo anders, sie fliegen in dem Augenblicke über das Meer. Sie denkt an den Freund ihrer Kindheit, an den Walter.

„Zweifelst du daran, kleines Dummchen? Geh, stell dich vor dem Spiegel, guck die schönsten

Kleider an und du wirst sehen — was du für eine aparte Frau bist. Kind, ich liebe aparte Frauen!“

„Aparte Frauen?“

„Am liebsten möchte Marie fragen: „Was sind denn aparte Frauen? Zu was sind sie denn nütze? Warum nennt man sie apart? Es gibt doch andere Ehrennamen! Ihr scheint es so wenig, eine „aparte“ Frau zu sein.“

„Ja, aparte Frauen — mit dem Schluß Robles und Vornehmheit, mein Kind. Ich bin ja nun aus dem Löffelischen Geschlecht, und das ist ein berbes Geschlecht! Denke doch an deinen Vater! Nicht wahr? Ich bin glücklich, daß unsere Kinder nicht meinen Tipp haben.“

„Bis auf Niemar, Tante!“

„Niemar?“ Frau Roberta ist ganz empört. „Aber ich bitte dich! Er ist groß, stattlich, aber er ist doch der vollendete Aristokrat, der Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle.“

Dann beginnt sie wieder davon zu sprechen, daß Marie mehr vom Leben haben soll. Sie will ihr eine Gesellschaftlerin engagieren. Dann soll sie einmal ein paar Wochen nach Berlin. Olga und Baletta, ihre Töchter, werden sich ihrer, im Verein mit Niemar, annehmen.

Sie spricht begeistert von Berlin und seinen Abwechslungen, malt es Marie so schön wie möglich aus, aber ihre Worte finden in Marie keinem Widerhall.

Frau Roberta wird deutlicher. Sie spricht davon, daß Hofe sich zur Ruhe setzen und in Pension gehen soll.

„Aber da treibt Marie die Angst, ihre geliebte Kinderfrau zu verlieren, zum Widerstand.“

„Nein, Tante — nein! Hofe müßt ihr mit lassen! Hofe muß mit mir zusammenbleiben!“

Frau Roberta wipelt den starken Widerstand, und in kurzer Weile knist sie ein.

(Fortsetzung folgt.)

Jolländermilch
BUTTERMILCH-SEIFE
SPARSAM, REINIGEND, MILDE
27 80
Alleinvertrieber: Günther & Haußner A.-G., Chemnitz 14